

VI. Transnationale Familien

Mediale Konstruktionen und wissenschaftliche Reproduktionen

Schon seit Beginn der Gastarbeitszuwanderung im Zuge der Anwerbeabkommen der 1960er- und 70er Jahre prägte ein hitziger Herkunfts- und Integrationsdiskurs den gesellschaftlichen Umgang mit Migrationsfamilien. In Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Pädagogik folgt eine Debatte auf die nächste, begleitet von einer Vielzahl an Maßnahmen, Fonds und Projekten, die darauf abzielen, eingewanderte Migrationsfamilien in die Gesellschaft zu »integrieren«. Dabei werden selbst der sogenannten zweiten und dritten Generation, die längst in Deutschland, Österreich oder der Schweiz geboren und aufgewachsen ist, weiterhin Fremdheit, Integrationsdefizite oder gar Integrationsresistenz attestiert.

Auffallend an diesem öffentlichen Diskurs ist seine selektive Fokussierung. Nicht alle Migrationsfamilien stehen gleichermaßen im Zentrum der Debatten, sondern insbesondere solche mit türkischem oder muslimischem Hintergrund. Ihnen werden nahezu reflexartig abweichende Einstellungen und Werthaltungen zugeschrieben, wobei in vielen Fällen religiöse Differenz – insbesondere der Islam – als zentrales Erklärungsmuster dient.

Die nachfolgenden Medienberichte und wissenschaftlichen Diagnosen veranschaulichen, wie ethnisch-kulturelle Klassifikationen nicht nur produziert, sondern auch kontinuierlich weitertradiert werden. Ein Artikel des *Spiegels* aus dem Jahr 2002 weiß über türkische Mütter und deren Kinder pauschal zu berichten: »Meistens spricht die Frau kein Deutsch. Da sie deshalb zu Hause ist, behält sie auch die Kinder im Haus, und während die Mutter den Haushalt macht, sitzen die Knirpse vor dem Fernseher – gefüttert mit Türk-TV aus der Satellitenschüssel« (*Der Spiegel*, 10/2002).

Ein ähnliches Bild vermittelt beispielsweise ein weiterer *Spiegel*-Bericht aus dem Jahr 2009, wenn er Thilo Sarrazins rassistische Berliner Rede aufgreift und dabei auf das stereotype Bild archaischer, integrationsunwilliger Familien zurückgreift: »Erstarrt in den Traditionen ihrer anatolischen Herkunft bestehen archaisch organisierte Familienverbände auf der Einhaltung von Sitten und Gebräuchen, die nicht

nur in der ehrgeizig aufstrebenden Weltstadt Berlin anachronistisch sind« (*Der Spiegel*, 42/2009).

Selbst in wissenschaftlichen Studien findet sich diese Denkweise. So widmete sich das Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung 2009 dem Thema Integration und veröffentlichte eine Studie mit dem Titel *Ungenutzte Potentiale. Zur Lage der Integration in Deutschland*. Trotz des scheinbar positiven Titels wird schnell deutlich, dass hier erneut die vermeintliche Integrationsunfähigkeit von Migrationsfamilien im Vordergrund steht:

»Zwar sind die meisten schon lange im Land, aber ihre Herkunft, oft aus wenig entwickelten Gebieten im Osten der Türkei, wirkt sich bis heute aus: Als einstige Gastarbeiter kamen sie häufig ohne Schul- und Berufsabschluss, und auch die jüngere Generation lässt wenig Bildungsmotivation erkennen.« (Berlin-Institut 2009: 7)

Mediale Reaktionen auf die Studie schlossen sich dieser Argumentation an und verstärkten sie noch, der *Spiegel* betitelte seine Rezension dieser Studie mit *Für immer fremd* (*Der Spiegel*, 5/2009).

Interessanterweise veröffentlichte dasselbe Institut fünf Jahre später eine weitere Studie mit nahezu identischer Fragestellung, kam jedoch zu gänzlich anderen Ergebnissen. In *Neue Potentiale. Zur Lage der Integration in Deutschland* (2014) wird die zunehmende Annäherung an die Mehrheitsgesellschaft betont:

»Migranten sind im Durchschnitt jünger als Einheimische, sie gleichen sich aber in vielen Lebensbereichen den Einheimischen an: Auch sie werden im Laufe der Zeit als Gruppe älter, bekommen weniger Kinder, heiraten seltener und trennen sich häufiger. Sie leben vor allem in den Stadtstaaten und wirtschaftlich starken Regionen.« (Berlin-Institut 2014: 6)

Obwohl hier also eine Annäherung konstatiert wird, hält die Studie gleichzeitig an der Annahme fest, dass die »alten Integrationsprobleme« weitgehend ungelöst geblieben seien (ebd.: 5). Damit bleibt das Grundmuster der defizitorientierten Betrachtung von Migrationsfamilien bestehen.

Eine in Österreich durchgeführte quantitative Studie zur Integration greift das Konzept der *Parallelgesellschaft* auf und diagnostiziert eine vermeintliche Abschottung von Migrationsfamilien. Als Lösung wird eine »umfassende und dichte Integration« vorgeschlagen:

»Zielsetzung einer umfassenden und ›dichten‹ Integrationspolitik sollte sein, nicht nur die Einhaltung der geltenden rechtlichen Vorschriften einzufordern, sondern die Zuwanderer auch zu Akzeptanz und Übernahme zentraler gesellschaftlicher und politischer Grundwerte hinzuführen.« (Ullrich 2009: 7)

Auch historische Analysen perpetuieren die Rede von der gescheiterten Integration. Philipp Ther beispielsweise argumentiert in seiner Studie (2018), dass die »fehlgeschlagene Integration« der Gastarbeitsfamilien mit dem hohen Männerüberschuss in den frühen Jahren der Anwerbung zusammenhing. Er beschreibt den Familiennachzug als einen Rückschritt für die Integration (vgl. Ther 2018: 322).

Ein weiteres durchgängiges Motiv ist die Vorstellung vom »Leben zwischen zwei Kulturen«, das als Form einer »kulturellen Schizophrenie« dargestellt wird. In einer Studie von Kadire Idrizi (2015) wird das »Dazwischensein« nicht als produktive Auseinandersetzung mit verschiedenen Lebenswelten verstanden, sondern als Identitätskonflikt, der einer Bewältigung bedarf.

Ein prägendes Bild im öffentlichen Diskurs über Migrationsfamilien ist das der sogenannten »Kofferkinder«. Gemeint sind Kinder, die von ihren Familien zeitweise im Herkunftsland zurückgelassen oder zwischen den Ländern hin- und hergeschickt wurden. In der frühen Phase der Gastarbeitsmigration waren solche transnationalen Kindheiten nicht ungewöhnlich – sie entstanden aus einer Kombination wirtschaftlicher Notwendigkeiten, unsicherer Aufenthaltsbedingungen und familiärer Anpassungsstrategien.

Jedoch wird dieses Phänomen in vielen medialen und wissenschaftlichen Erzählungen vorrangig als dramatische Verlusterfahrung dargestellt. Ein Beispiel hierfür ist die Studie *Generation Koffer. Die zurückgelassenen Kinder* von Gülcin Wilhelm (2011). Anstatt die komplexen sozialen, emotionalen und ressourcenorientierten Dynamiken transnationaler Familien zu beleuchten, reduziert die Studie die Erfahrungen der betroffenen Kinder auf eine problemzentrierte Perspektive. Der Fokus liegt auf psychischen Belastungen und daraus resultierenden Identitätskonflikten und Defiziten der Kinder, während deren eigene Sichtweisen weitgehend außen vor bleiben.

Diese einseitige Interpretation reiht sich in eine lange Tradition der ethnisierenden Problematisierung von Migrationsfamilien ein. Anstatt transnationale Erziehungsstrategien als Ausdruck familialer Handlungsfähigkeit zu betrachten, werden sie als Defizit eingestuft. Dabei gerät aus dem Blick, dass sich viele Kinder im Laufe ihres Lebens resiliente Bewältigungsmechanismen angeeignet und ihre Erfahrungen als Ressource nutzen können – etwa durch Mehrsprachigkeit und grenzüberschreitende Verbindungen.

Mediale Berichte und wissenschaftliche Analysen haben diesbezüglich nicht nur beschreibenden Charakter – sie wirken generalisierend und erzeugen ein ethnisch geprägtes Alltagswissen. Es handelt sich hierbei um das, was Wolf-Dietrich Bukow und Roberto Llaryora (1998) als kulturrassistische Deutungsmuster bezeichnet haben. Eine Diskursformation, die Migrationsfamilien aufgrund zugeschriebener kultureller Eigenschaften als ethnisch anders markiert und sie zum Problemfall erklärt. So wird der Eindruck vermittelt, dass Migrationsfamilien weder die Fähigkeit noch die Ressourcen hätten, ihre Kinder in der Gesellschaft erfolgreich zu begleiten. Ihre familialen Orientierungen werden nicht als diverse

und vielschichtige Lebensweisen anerkannt, sondern pauschal als Abweichung von der Mehrheitsgesellschaft – und damit als »Integrationsproblem« konstruiert.

Von der Hegemonie zur (transnationalen) Alltagspraxis

Eine verkürzte, homogenisierende Sichtweise auf Migration und Migrationsfamilien vernachlässigt die vielschichtigen gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen diese Familien leben, sowie die alltäglichen Anpassungsleistungen, Strategien und Zukunftsvisionen, die sie entwickeln. Während im hegemonialen Diskurs Migrationsfamilien oft problematisiert werden – meist im Zusammenhang mit vermeintlichen Integrationsdefiziten – verweisen zahlreiche wissenschaftliche Studien auf ein differenzierteres Bild (vgl. exemplarisch Westphal 2018; Riegel et al. 2018; Lutz & Amelina 2017; Apitzsch 2014; Faist et al. 2014; Yıldız 2014; Siouti 2013; Körber 2011). Sie belegen, dass Migration mit biografischer, räumlicher und kultureller Neuorientierung einhergeht und von mannigfachen transnationalen Ressourcen begleitet wird.

Die Idee, dass Migration nicht nur räumliche Bewegung, sondern auch einen Prozess der (Neu-)Verortung darstellt, wird durch Konzepte wie *transnationale Räume* (Pries 1997), *Kosmopolitisierung des Alltags* oder *Transnationalisierung der Lebensführung* unterstrichen. Migrationsfamilien bewegen sich nicht nur zwischen geografischen Orten, sondern auch zwischen kulturellen, sozialen und institutionellen Kontexten. Dabei entsteht ein dynamischer Prozess der Biografisierung, der neue Perspektiven auf die eigene Lebensrealität und Zugehörigkeit ermöglicht.

Ein Blick in die Geschichte der sogenannten Gastarbeitergeneration zeigt, dass diese Familien von Anfang an transnationale Bezüge aufrechterhielten und neue soziale Bindungen sowie Netzwerke etablierten. Entgegen dem hegemonialen Defizitnarrativ waren sie Akteure eines Globalisierungsprozesses von unten (vgl. Tsiatsios 2012), der sich zum Teil als Anpassungsstrategie an restriktive gesellschaftliche Bedingungen entwickelte. Ursula Apitzsch (2014: 21) beschreibt anschaulich, wie Migrationsfamilien über Generationen hinweg transnationale Kooperationsformen aufbauten, die ihnen neue soziale und ökonomische Aufstiegsmöglichkeiten eröffneten. Sie spricht von einem »transnationalen biografischen Wissen« (ebd.), das als Ressource dient, um Exklusionserfahrungen zu bewältigen. Diese Ressourcen sind nicht innerhalb nationalstaatlicher Konzepte erklärbar, sondern erfordern eine transnationale Perspektive (ebd.: 24).

Migrationsfamilien entwickeln vor diesem Hintergrund nicht nur individuelle Überlebensstrategien, sondern auch geteilte Handlungsweisen, die sie über Generationen hinweg weitergeben. Diese transnationalen Familienstrategien sind keineswegs bloße Reaktionen auf Migrationsbedingungen, sondern integraler Bestandteil der Art und Weise, wie sich Familien neu positionieren und Räume

gestalten. Sie können als Transtopien (Yıldız 2013) verstanden werden – hybride Räume, die Elemente aus Herkunfts- und Ankunftsräumen kombinieren und neue Lebensmodelle ermöglichen.

Transnationales Kultur- und Sozialkapital als Erfolgsstrategie

Durch familiäre Netzwerke entstehen neue Lebenskonstruktionen und »mobile Praxen« (Körber 2011: 93), die Menschen, Familien und Orte miteinander verknüpfen. Dabei formieren sich, wie Martin Albrow (1997) sagt, diverse familiäre »Soziosphären«, die unterschiedlich gelagerte, weltweit gespannte gesellschaftliche wie lebensweltliche Phänomene und Verknüpfungen präsentieren. Diese neue globale Dynamik erfordert das Überdenken unserer Vorstellungen von Raum, Zeit und Welt. Karin Körber spricht in diesem Kontext von »transnationaler Familiarität« (2011: 98).

Nachfolgend möchte ich an einigen Fallbeispielen veranschaulichen, welche mobilen Strategien Migrationsfamilien vor Ort praktizieren, und auf diese Weise transnationales Kultur- und Sozialkapital akkumulieren.

Offen für Neues: Ein Leben zwischen Slowenien, Kroatien und Kärnten

Migration ist oft eine Entscheidung zwischen wirtschaftlichen Notwendigkeiten, persönlichen Zielen und familiären Bindungen. Das Interview mit *Thomas*, einem jungen Mann, der mit seiner Partnerin aus Kroatien und Slowenien nach Kärnten gezogen war, gibt tiefe Einblicke in seine Beweggründe, Herausforderungen und Perspektiven. Themen wie berufliche Neuorientierung, die Bedeutung von Sprache, gesellschaftliche Wahrnehmung und politische Rahmenbedingungen prägen seine Erfahrungen und zeigen die Komplexität des Ankommens vor Ort.

Der Interviewpartner¹ beschreibt sich selbst als eine Person, die Veränderungen liebt: »Ich bin immer schon ein Mensch so gewesen, ich liebe Veränderungen und mag es, wenn im Leben halt nicht immer alles gleich ist«. Seine Kindheit war von Mobilität geprägt – mit einem kroatischen Vater, einer deutschen Mutter und einem Umzug nach Slowenien nach der Trennung seiner Eltern. Diese Mehrsprachigkeit und kulturelle Pluralität haben ihn geprägt: »Mit meinem Vater habe ich Kroatisch geredet und mit meiner Mutter manchmal Deutsch und manchmal Slowenisch«, erzählt er.

Diese Ressourcen erwiesen sich für ihn von Vorteil, sowohl in der Schule als auch auf seinem weiteren Lebensweg. Trotz der häufigen Veränderungen sah er seinen Bildungsweg klar vor sich: Nach dem Gymnasium studierte er drei Jahre Ma-

1 Dieses Interview wurde für die 2021 vom *Carinthian International Center* in Kärnten herausgegebene Broschüre »Diversität und Kommunikation« durchgeführt.

schinenbau mit dem Ziel, den Master zu absolvieren. Doch durch gemeinsame Zukunftspläne mit seiner Partnerin änderte sich sein Kurs: »Wir haben schon über unsere Ausreise von Slowenien geredet und das war dann kein Thema mehr gewesen für mich«, berichtet er im Gespräch.

Sein ursprünglicher Berufswunsch lag im technischen Bereich. Gleichzeitig hatte er Interesse an sozialer Arbeit, insbesondere mit Kindern, und konnte sich verschiedene berufliche Wege vorstellen. Der Schritt nach Kärnten führte ihn jedoch in eine ganz andere Richtung – eine Anstellung bei einem Schnellrestaurant, wo er mittlerweile als Manager tätig ist. Er beschreibt seine Arbeit dort als eine Kombination seiner Interessen: »Da bist halt immer im Kontakt mit Menschen und auch am Anfang arbeitete ich ein paar Schichten als Nachthausmeister. Da hatte ich nur mit Maschinen zu tun und musste die reparieren«. Seine technischen Fähigkeiten fanden dort Anwendung, und gleichzeitig ermöglicht ihm der Kundenkontakt die Arbeit mit Menschen. Trotz des unerwarteten Berufswechsels sieht er in seinem aktuellen Job viele Vorteile: »Ich kann mit meiner Freundin arbeiten und verdiene, im Vergleich zu Slowenien und auch Kroatien, schönes Geld«. Seine pragmatische Haltung zeigt sich besonders in seiner Einschätzung der wirtschaftlichen Situation: »Wenn Leute sagen, Geld ist nicht wichtig, das ist Schwachsinn. Wenn das alles so egal ist, warum verlassen so viele Menschen ihre Heimat?«, gibt Thomas zu bedenken.

Sprache spielt in seiner Migrationsgeschichte eine ambivalente Rolle. Durch seine deutsche Mutter hatte er bereits früh Kontakt mit der deutschen Sprache, wenngleich Slowenisch und Kroatisch dominanter waren. Dies ermöglichte ihm eine schnellere Eingliederung, doch er beobachtet auch, wie unterschiedlich Sprachen gesellschaftlich gewertet werden: »Wenn jemand laut Englisch, Italienisch oder Französisch redet, der bekommt keine komischen Blicke ab. Aber bei unseren Sprachen halt schon, oder auch bei Sprachen aus dem arabischen Raum«.

Dieses Beispiel verdeutlicht eine Form subtiler Ausgrenzung, die er als ungerecht empfindet: »Man kann doch nicht jemanden wegen der Sprache bewerten«. Diese Differenzerfahrung zieht sich durch viele seiner Erzählungen und zeigt, inwieweit Sprache auch als Marker für Fremdzuschreibung und Zugehörigkeit fungiert.

Seine Erfahrungen in Kärnten sind größtenteils positiv, doch es gibt auch ambivalente Momente. Einerseits schätzt er die wirtschaftlichen Möglichkeiten und die Nähe zur Familie: Andererseits gibt es Momente der Irritation, insbesondere in institutionellen Kontexten: »Was ich nicht so vergessen kann, ist, dass man ab und zu komisch angeschaut wird, wegen der Sprache«. Diese subtile Form der Ausgrenzung erlebt er nicht als direkte Diskriminierung, sondern eher als eine Art unterschwelliger Skepsis, die sich in Blicken oder im Verhalten von Menschen äußert. Dennoch nimmt er es mit Humor: »Ich finde es meistens eh lustig und muss darüber nur lachen«.

Besonders bemerkenswert ist seine politische Einschätzung zur Zuwanderungsdebatte in Kärnten. Er kritisiert die negative Haltung gegenüber Zugewanderten und verweist auf deren wirtschaftliche Bedeutung: »Sie holen bestimmt nicht extra Leute aus Slowenien, Kroatien und anderen Ländern, weil sie denken, die sind cool oder sonst etwas, sondern weil sie hier keine Arbeiter finden«. Seine Erfahrung im Arbeitsmarkt zeigt, dass viele Jobs ohne ausländische Arbeitskräfte nicht besetzt werden könnten – insbesondere in der Gastronomie und Bauwirtschaft. Er wünscht sich eine realistischere und wertschätzende Sichtweise auf Migration: »Man soll auch froh sein, dass es auch diese Menschen gibt, die auf die Baustelle gehen, die putzen gehen und die eben eine blöde Arbeit machen und das aber mit Freude, weil sie froh sind, überhaupt einen Job zu haben«.

Seine Aussagen reflektieren eine ökonomische Perspektive auf Migration, die oft in politischen Diskursen übersehen wird. Während Debatten meist um kulturelle Anpassung und soziale Spannungen kreisen, zeigt seine Erfahrung, dass Migration auch eine Frage von Arbeitskräftemangel und wirtschaftlicher Stabilität ist.

Trotz seiner derzeitigen Zufriedenheit sieht er seine Zukunft offen: »Ich wollte ja, oder habe halt am Anfang überlegt, dass ich mein Studium hier fortsetze, aber dann wollte ich doch erst einmal nur arbeiten«. Ein Studium sei weiterhin eine Option, aber er empfindet keinen Druck, es sofort umzusetzen. Seine Lebensphilosophie kennzeichnet ein optimistischer Pragmatismus: »Solange man halt Spaß an der Sache hat, die man macht, dann ist es auch das Richtige«.

Das Gespräch mit ihm eröffnet eine differenzierte Sichtweise auf Migration, Ankommen und gesellschaftliche Wahrnehmung.

Seine Erfahrungen in Kärnten verweisen darauf, dass Integration nicht nur eine Frage von Sprache und Arbeit ist, sondern auch von gesellschaftlicher Akzeptanz. Während er sich persönlich gut aufgenommen fühlt, beobachtet er subtile Formen von Rassismen gegenüber bestimmten Sprachen und Herkunftsländern. Besonders hervorzuheben ist seine pragmatische Lebenseinstellung. Migration ist für ihn kein ideologisches oder politisches Konzept, sondern eine ganz konkrete Entscheidung für ein besseres Leben. Seine Geschichte steht stellvertretend für viele (transnationale) Migrationsfamilien.

Transnational vernetzte Familie: Über Rumänien, Frankreich, Italien nach Kärnten

Adriana stammt aus Rumänien und lebt zum Zeitpunkt des Gesprächs erst seit wenigen Jahren in Villach, Kärnten². Die studierte Maschinenbauingenieurin war in ihrem Heimatland in der Elektronikbranche tätig, hat auch Arbeitserfahrungen in

2 Dieses Interview wurde für die 2021 vom *Carinthian International Center* in Kärnten herausgegebene Broschüre »Diversität und Kommunikation« durchgeführt.

Frankreich und Italien gesammelt. Im Interview berichtet sie von ihrer Migration nach Österreich, ihren Erfahrungen mit dem Bildungssystem, der Arbeitskultur sowie ihrem Leben in Kärnten.

Adriana und ihr Mann hatten zunächst nicht geplant, nach Kärnten zu ziehen. Ihr Ehemann erhielt ein Jobangebot, das er zuerst ablehnte. Doch nach einem Jahr änderte sich die Situation in Rumänien, insbesondere im Bildungs- und Gesundheitswesen, sodass die Familie ihre Entscheidung überdachte: »Nach einem Jahr lief es in Rumänien nicht mehr gut. Die Ausbildung meiner Tochter entsprach nicht unseren Vorstellungen. Das Schulsystem und die Lehrmethoden sind meiner Meinung nach nicht mehr zeitgemäß. Auch das Gesundheitssystem in Rumänien war nicht in Ordnung«. Da ihre Familie bereits häufig Urlaub in Österreich verbracht hatte, war ihnen das Land vertraut und schien ein attraktiver Wohnort zu sein.

Adriana zeigt sich besonders von den schulischen Unterschieden beeindruckt und bemängelt am rumänischen Schulsystem: »In Rumänien basiert die Ausbildung darauf, dass man Dinge auswendig lernt. Es gibt keine Projekte. Die Kinder werden nicht dazu ermutigt, selbstständig zu denken«. Besonders irritierte sie die Benotungspraxis: »Wenn ich dir einen Text gebe und du ihn zu 100 Prozent auswendig aufsagen kannst, dann bekommst du die beste Note. Das ist Unsinn, meiner Meinung nach«.

In der internationalen Schule in Velden, die ihre Tochter nun besucht, erlebt sie einen völlig anderen Ansatz: »Hier gibt es Projekte, es geht nicht um Auswendiglernen. Die Schüler bekommen keine klassischen Noten, sondern ein Feedback dazu, wie sie eine Aufgabe verstehen, welche Ressourcen sie nutzen und wie kreativ sie an ein Projekt herangehen. Das ist beeindruckend«.

Obwohl Adriana in Kärnten noch keine Arbeit gefunden hat, kann sie auf Basis der Erfahrungen ihres Mannes und ihrer eigenen früheren Tätigkeiten Unterschiede in der Arbeitskultur zwischen den Ländern festmachen. Sie lobt die österreichische Einstellung zur Work-Life-Balance. In Rumänien sei es hingegen nahezu unmöglich, beruflich aufzusteigen, ohne Überstunden zu machen. Auch in Italien und Frankreich habe sie eine andere Arbeitsweise erlebt: »In Italien, Frankreich und zu 100 Prozent in Rumänien hat man nicht nur eine Aufgabe, sondern zehn gleichzeitig. Es wird keiner Aufgabe wirklich genug Zeit gewidmet, sodass das Endergebnis oft nicht perfekt oder manchmal nicht einmal gut ist«.

Adriana führt dies auch auf kulturelle Unterschiede zurück. Ihre Erfahrung in Frankreich war zudem davon geprägt, dass sie sich dort als Ausländerin nicht wirklich willkommen fühlte: »Franzosen mögen eigentlich keine anderen Menschen als Franzosen. Sie sagen es nicht direkt, aber man merkt das. Es ist in Ordnung, dass du dort arbeitest, aber dann bitte wieder zurück nach Hause«.

In Österreich hat Adriana eine andere Erfahrung gemacht. Sie beschreibt Kärntner zwar zunächst als eher distanziert, aber mit der Zeit sehr freundlich: »Am An-

fang sind die Leute hier kalt, aber ich glaube, das ist einfach ihre Art. Sobald sie dich kennen, sind sie in Ordnung«.

Zu Freunden und Familie in Rumänien sowie ehemaligen Kollegen in Frankreich und Italien hält sie weiterhin Kontakt. Die modernen Kommunikationsmittel spielen dabei eine große Rolle: »Wir halten über soziale Medien Kontakt. Wir schreiben uns wöchentlich«. Auch ihre Nachbarn in Kärnten erlebte sie als freundlich, obwohl es noch Sprachbarrieren gibt: »Wir kommunizieren mit Google Translate. Ich schreibe etwas auf Englisch, übersetze es ins Deutsche und gebe ihnen den Zettel. Und sie reagieren: »Ja, ja, kein Problem!« Sie sind wirklich nett und höflich«.

Zumindest in den nächsten fünf Jahren wird die Familie in Kärnten bleiben, bis ihre Tochter die Schule beendet hat. Danach sei aber noch unklar, wo es sie hinzieht: »Mein Mann will nach Australien, weil es dort wärmer ist. Aber ich mag keine Spinnen und es ist mir viel zu heiß dort«.

Das Interview mit Adriana gibt Einblicke in die Migrationserfahrungen einer hochqualifizierten Frau aus Rumänien: Ihre Hauptmotive für die berufliche Veränderung und den Umzug waren das gute Bildungs- und Gesundheitssystem sowie eine höhere Lebensqualität in Kärnten. Langfristige Zukunftspläne der Familie scheinen noch offen zu sein und werden ebenfalls grenzüberschreitend gedacht.

Eine transnationale Lebensweise: Von Taiwan, England, Singapur nach Kärnten

Die Geschichte von *Annie*, einer in Taiwan geborenen und heute in Kärnten lebenden Unternehmerin, zeigt eindrucksvoll, wie Ankommen in einer neuen Gesellschaft gelingen kann.³ Sie ist beispielhaft für eine transnationale Biografie. Geboren in Taiwan, führte ihr Weg sie über England und Singapur schließlich nach Österreich: Studium in Taiwan und England mit Schwerpunkt auf Fremdsprachendidaktik, Lehrtätigkeit an Universitäten und Autorin für Sprachlehrbücher, Umschulung zur Chinesischlehrerin in Singapur und Gründung einer Sprachschule in Kärnten mit Fokus auf Englisch und Chinesisch.

Die Gründung ihrer eigenen Sprachschule zeigt, dass Migration nicht nur eine individuelle Herausforderung ist, sondern auch neue wirtschaftliche und gesellschaftliche Impulse mit sich bringt. Ihre Vision, Sprachunterricht mit innovativen Methoden zu verbinden, erweitert das Bildungsangebot in Kärnten.

Das Ankommen in Kärnten gestaltete sich für sie anfangs schwierig, insbesondere durch die Sprachbarriere. »Deutsch ist wirklich schwer, und ich bin auch nicht mehr so jung. Mit zwei Kindern und meiner Sprachschule bleibt mir kaum Zeit zum Lernen.« Sie beschreibt das soziale Umfeld in Villach als recht zurückhaltend. Trotz anfänglicher Schwierigkeiten habe sie jedoch einige Gemeinsamkeiten gefunden,

3 Dieses Interview wurde für die 2021 vom *Carinthian International Center* in Kärnten herausgegebene Broschüre »Diversität und Kommunikation« durchgeführt.

insbesondere in Bezug auf enge familiäre Beziehungen und nachbarschaftliche Hilfe.

Mehrsprachigkeit bildet für Annie und ihre Familie eine zentrale Lebensstrategie. Mit ihrem russischsprachigen Ehepartner spricht sie zu Hause Englisch und unterrichtet ihre Kinder parallel in Chinesisch und Deutsch. »Falls mein Mann eines Tages einen neuen Job in einem anderen Land bekommt, können wir flexibel bleiben.« Sie bietet auch Chinesischkurse an, um die Sprachfähigkeiten ihrer Kinder zu erhalten. Dieses Modell zeigt die Komplexität der Sprachwahl in transnationalen Familien und die Herausforderungen in einer einsprachig dominierten Gesellschaft.

Annie verweist zudem auf bürokratische Hürden: »Alles dauert lange und ist unnötig kompliziert«. Dies erschwere ihr die berufliche Eingliederung. Trotz dieser Herausforderungen sieht Annie ihre Zukunft in Kärnten positiv.

An ihrem Beispiel erweist sich die Bedeutung transnationaler Mobilität und Mehrsprachigkeit sowie die Herausforderungen und Chancen des Ankommens in einer Gesellschaft wie Kärnten.

Ein Leben in vielen Welten: Das Leben einer 24-Stunden-Pflegerin

In einer globalisierten Welt ist Migration kein Ausnahmefall, sondern fester Bestandteil gegenwärtiger Gesellschaften. Besonders in der Pflegebranche ist transnationale Mobilität essenziell (vgl. Lutz 2008; 2018). *Alida* ist eine 42-jährige Frau aus Rumänien, die als 24-Stunden-Pflegerin in Österreich arbeitet. Ihre Geschichte veranschaulicht auf spezifische Weise die Herausforderungen einer solchen berufsbedingten Mobilität für Lebensentwürfe und familiäre Beziehungen der Betroffenen.

Alida arbeitet seit vier Jahren als 24-Stunden-Pflegerin.⁴ Ihre Einsätze wechseln zwischen der Steiermark, Wien, Tulln und Salzburg. Ihr Beruf verlangt eine kontinuierliche Bewegung zwischen Heimat- und Arbeitsland. »Ich war schon überall,« sagt sie. »Wien, Steiermark, Tulln, Salzburg. Da war ich am längsten bei dieser Frau.« Dieser Wechsel vollzieht sich meist in festgelegten Rotationszyklen. Sie pendelt monatlich zwischen Rumänien und Österreich. Ihre Arbeit ist jedoch nicht nur über die Ländergrenzen mobil. Auch innerhalb Österreichs kann sie kurzfristig versetzt werden, oft ohne selbst Einfluss darauf zu haben.

Der Hauptgrund für ihre Entscheidung, in Österreich zu arbeiten, war finanzieller Natur. »Es geht wirklich nur um das Überleben zu Hause und um Geld,« erklärt sie. In Rumänien arbeitete sie als Kindergärtnerin, konnte jedoch nicht genug verdienen, um ihren Sohn zu unterstützen. Heute lebt ihr 18-jähriger Sohn in einem Internat in Rumänien.

4 Dieses Interview wurde in Graz im Rahmen einer Forschungswerkstatt durchgeführt.

Das ständige Pendeln zwischen zwei Ländern führt oft auch zu Problemen: »Eine Arbeit im Ausland ist schön zuerst, aber dann vielleicht dein Herz ist so leer. Hier bist du allein, hast keine Familie, und das ist nicht so leicht«. Neben der geografischen ist auch emotionale Flexibilität gefordert. Viele Pflegerinnen arbeiten 24 Stunden mit einer Person zusammen, fühlen sich jedoch dennoch isoliert. »Ich glaube, jede muss diese Arbeit ein bisschen im Herzen haben, weil sonst kannst du sie nicht machen. Psychisch ist das sehr schwierig,« erklärt Alida.

Der Transport spielt eine wesentliche Rolle. Viele Pflegerinnen reisen mit organisierten Kleinbussen. »Ich bin gekommen mit der Organisation, sie nehmen dich um fünf Uhr morgens mit und fahren durch ganz Österreich, bevor es nach Rumänien geht. Das dauert oft sieben, acht Stunden.« Diese Fahrten dienen somit nicht nur der An- und Abreise, sondern auch der Netzbildung zwischen den Pflegerinnen.

Ihre regelmäßige Abwesenheit wirkt sich auch auf das Familienleben aus. Alida war verheiratet, doch ihre Ehe zerbrach nach einem Jahr in Österreich. Ihr Ehepartner konnte mit der Distanz nicht umgehen. »Er hat nicht verstanden, warum ich das mache. Er meinte, ich lasse ihn im Stich.« Auch die Beziehung zu ihrem Sohn leidet unter ihrer Abwesenheit. Besonders an Feiertagen wird ihr die Distanz bewusst: »Ich bin die Mutter, und letztes Jahr zu Weihnachten habe ich gearbeitet. Mein Kind war zu Hause ohne Mutter. Das ist nicht schön. Manchmal weine ich«.

Die Rolle von Frauen in dieser transnationalen Arbeitsmigration ist daher in besonderem Maße ambivalent. Einerseits treten sie als Hauptverdienerinnen auf und tragen finanziell die Verantwortung für ihre Familien. Andererseits arbeiten sie oft in klassisch weiblichen Berufen wie der Pflege, was besonders herausfordernd ist und persönliche Handlungsmöglichkeiten limitiert. Durch ihre Arbeit in Österreich übernimmt Alida die Versorgungsrolle, die traditionell dem Mann zugeschrieben wird. Gleichzeitig bleibt sie jedoch in einem geschlechterspezifischen Berufsfeld. In Rumänien fällt ihr wieder Rolle als Mutter und Ehefrau zu. Traditionellen Erwartungen kann sie jedoch durch ihre lange Abwesenheit nicht gerecht werden, woran ihre Ehe schließlich scheiterte.

Alidas Geschichte zeigt, dass transnationale Biografien ständige Herausforderungen mit sich bringen. Mobilität bedeutet nicht nur geografische Bewegung, sondern auch emotionale. Dennoch sind viele Frauen bereit, diese Belastung auf sich zu nehmen, um ihren Familien ein besseres Leben zu ermöglichen. Trotz aller Schwierigkeiten findet sie Wege, unterschiedliche Welten miteinander zu verbinden, ein Auf und Ab der Gefühle: »Zu Hause ist immer zu Hause, aber manchmal fühle ich mich nirgendwo richtig zu Hause«.

Zwischen Unsicherheit und Hoffnung

Bewegungen von Flucht und Migration gehören zur Menschheitsgeschichte. Ob durch Kriege, wirtschaftliche Not oder die Suche nach besseren Lebensbedingungen – Menschen verlassen ihre Heimat in der Hoffnung auf ein besseres Leben. Ein persönliches Beispiel dafür ist *Elvis* aus Nigeria, dessen Geschichte von Hoffnungen, Enttäuschungen und einer ungewissen Zukunft erzählt.⁵

Elvis wurde 1987 in Benin City, Nigeria, geboren. Seine Mutter wanderte nach Italien aus, als er vier Jahre alt war, um dort Arbeit zu finden. Er blieb bei seinen Großeltern zurück und absolvierte später ein Studium der Mathematik und Wirtschaftswissenschaften. Doch trotz seines Abschlusses war es nahezu unmöglich, in Nigeria eine angemessene Anstellung zu finden: »Nach dem Staatsexamen sagten meine Eltern: ›Wir haben alles für dich getan, jetzt musst du selbst zurechtkommen.‹ Aber es gab keine Arbeit«. Auf Rat seiner Mutter entschloss er sich zur Migration. Nach Jahren der Unsicherheit kaufte sie ihm 2008 ein Visum für Italien. Dort fand er schnell Arbeit im Bausektor und konnte sich eine Existenz aufbauen.

Sechs Jahre lang arbeitete Elvis als Hilfsarbeiter und absolvierte sogar Weiterbildungen zum Facharbeiter. Doch mit der Wirtschaftskrise in Italien verschlechterte sich seine Situation. 2014 verlor er seinen Job und fand keine neue Anstellung: »Ich dachte, Europa ist das Land der Chancen. Aber wenn du einmal deine Arbeit verlierst, bist du plötzlich niemand mehr«. Da sein Onkel in Graz lebte, entschied sich Elvis, nach Österreich zu reisen. Dort fand er über die Caritas eine Möglichkeit, als Verkäufer einer Straßenzeitung zu arbeiten. Er sah sich jedoch schnell mit den strengen EU-Migrationsgesetzen konfrontiert. Da er in Italien als Flüchtling registriert war, konnte er in Österreich keinen neuen Asylantrag stellen und hatte keinen Zugang zu finanzieller Hilfe oder legaler Arbeit.

Als Zeitungsverkäufer war Elvis daher völlig auf die Großzügigkeit der Menschen angewiesen: »Es hängt von Gott ab, wie viel oder wenig mir die Menschen für die Zeitung geben«. In Graz fand er schnell Anschluss, auf dem Land fiel es ihm jedoch schwerer:

»In der Stadt sind die Menschen offener, auf dem Land dauert es lange, bis du ihr Vertrauen gewinnst«. Seine Hoffnung auf eine bessere Zukunft schwand zunehmend. Ohne Perspektive entschied er sich, weiter nach Kanada zu ziehen, wo die Migrationspolitik als offener gilt.

Elvis erklärte aus eigener Erfahrung, wie hart die Flucht nach Europa ist. Viele Menschen nehmen die Route über Niger und die Stadt Agadez, ein Zentrum des Menschenschmuggels. Von dort geht es weiter nach Libyen, oft unter katastrophalen Bedingungen: »Wir haben alles riskiert. In Lastwagen bei 50 Grad durch die Wüste, ohne genug Wasser. Menschen sterben dort«. Die letzte Etappe ist die

5 Dieses Interview wurde in Graz im Rahmen einer Forschungswerkstatt durchgeführt.

Überfahrt nach Italien, für die oft mehrere tausend Euro an Schlepper gezahlt werden müssen: »Viele Afrikaner können nicht schwimmen. Sie steigen trotzdem in die Boote. Manche bekommen keine Schwimmwesten. Wer nicht schwimmen kann, bezahlt weniger. Stell dir das vor«.

Trotz aller Widrigkeiten gibt Elvis die Hoffnung nicht auf. Er träumt von einer Welt, in der Menschen nicht aus Not flüchten müssen, sondern reisen können, weil sie es wollen. Doch die Realität ist ernüchternd. Migration bleibt für viele Menschen und Familien ein lebensgefährlicher, unsicherer Weg mit ungewissem Ausgang. Elvis' Geschichte zeigt, dass Migration nicht nur eine Bewegung über Grenzen ist, sondern auch eine Reise zwischen Hoffnung, Enttäuschung und der Suche nach einer Chance, sich ein Leben aufzubauen.

So unterschiedlich die hier vorgestellten biografischen Beispiele auch sind, sie geben bemerkenswerte Einblicke in Chancen und Zukunftsvisionen, ebenso in politische Restriktionen, persönliche Herausforderungen und Bewältigungsstrategien. Anhand der Fallbeispiele erweist sich darüber hinaus die Bedeutung von Mehrsprachigkeit und transnationalen familiären Netzwerken für die Verortungsprozesse, wenn auch sehr unterschiedlich. Ob die Familienmitglieder als Hochqualifizierte, als Geflüchtete oder als Pflegerin hin- und herpendeln müssen, spielt dabei eine wesentliche Rolle. Trotzdem sind die Familien auf solche Netzwerke für die Entwicklung neuer Perspektiven und die Akkumulation sozialen und kulturellen Kapitals angewiesen. Diese Netzwerke transformieren transnationale Räume in lokale Möglichkeitsräume (Schiffauer 2006: 169ff.), in denen »bewegte Zugehörigkeiten« (Strasser 2009) und selbst prekäre Lebenssituationen aktiv gestaltet werden. Globale Verflechtungen und mehrfache Bezüge prägen biografische Ressourcen in einer globalisierten Welt, wodurch sich lokale Zugehörigkeit nicht als statisches Konzept, sondern als dynamisches Geflecht transnationaler Beziehungen manifestiert (Massey 2006: 26).

Die alltäglichen, transnational ausgerichteten Verortungsstrategien von Migrationsfamilien sind nicht einfach Reaktionen auf strukturelle Herausforderungen, sondern bewusst entwickelte »widerspenstige Praktiken« (Fraser), mit denen Familien aus ihrer jeweiligen sozialen Lage heraus Handlungsspielräume erschließen.

Eine differenzierte Betrachtung solcher familiären Praktiken, die sich aus alltagsnahen Analysen speist, fördert neue Einsichten in ein unverzichtbares Mobilitätswissen zutage, dass andernfalls verborgen geblieben wäre. Damit werden konventionelle Erzählungen über Familie und Migration herausgefordert und neu gedacht.

Zentrale Erkenntnisse unserer Studien belegen, dass familiäre Lebensstrategien nicht in festen kulturellen Kategorien verankert sind, sondern als Prozesse sozialer und kultureller Übersetzung verstanden werden müssen. Anhand familialer und individueller Konstellationen erweist sich, wie Migrationsfamilien ihre biografischen Ressourcen, ihr Mobilitätswissen und ihr soziales Kapital situativ kombinieren und

in ihren Alltag übertragen. Dabei sind die Zugänge zu Ressourcen und Chancen, insbesondere in den Bereichen Bildung und Erwerbsarbeit, durch soziale Positionierung, ökonomische Verhältnisse und gesellschaftliche Machtstrukturen bedingt und limitiert (vgl. Riegel, Stauber & Yıldız 2018).

Wie die biografischen Beispiele veranschaulichen, verfügen hochqualifizierte Zugewanderte über größere transnationale Mobilitätsoptionen und positive gesellschaftliche Zuschreibungen, während Familien mit Flucht- oder Gastarbeitsgeschichte häufig mit restriktiven aufenthaltsrechtlichen Bedingungen, ökonomischen Unsicherheiten und diskriminierenden Stereotypen konfrontiert sind. Diese Bedingungen beschränken ihre sozialen und beruflichen Chancen erheblich. Dennoch entwickeln auch diese Familien widerständige Strategien, um innerhalb ihrer prekären Verhältnisse handlungsfähig zu bleiben.

Es sind nicht in erster Linie die Migrationsbewegungen selbst, die Herausforderungen mit sich bringen, sondern die Art und Weise, wie Gesellschaften Migration wahrnehmen und politisch verhandeln. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen bestimmen, ob Migration als Ressource oder als Defizit konstruiert wird – und damit, welche Handlungsspielräume für zugewanderte Menschen und Familien entstehen oder eingeschränkt werden.

Migrationsfamilien sind keine Randfiguren, sondern zentrale Akteure gesellschaftlicher Transformation. Ihr Wissen, ihre Netzwerke und ihre grenzüberschreitenden Strategien bieten alternative Perspektiven auf Mobilität, Zugehörigkeit und gesellschaftliche Teilhabe – und fordern damit eine Neuverortung der Migrationsforschung selbst. Nicht zuletzt hängt davon ab, inwieweit Migration ihr positives Potenzial für das gesellschaftliche Zusammenleben entfalten kann.